

# *Triumph des Herzens*

EIN PRIESTERLICHES VOLK

*PDF - Familie Mariens*

*22.Jg. (V) 2014*

*Nr. 126*

*Der Apostel Petrus schreibt:  
„Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht,  
eine königliche Priesterschaft ...  
ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde“*

*1. Petrusbrief 2,9*

## *Ein priesterliches Volk*

*Von Begriffen wie „priesterliches Volk“ oder „priesterlicher Mensch“ haben viele nur eine vage Vorstellung und können für ihr Glaubensleben wenig damit anfangen.*

*Weil dieses Thema aber alle Katholiken, ja eigentlich alle Christen betrifft, ist es uns ein besonderes Anliegen und gleichzeitig eine Freude, in diesem Triumph des Herzens mit Euch, liebe Leser, unsere Identität und Berufung als priesterliches Volk gemeinsam zu vertiefen.*

*A*uch wenn durch Handauflegung des Bischofs dem Diakon bei der Priesterweihe ein unauslöschliches Siegel eingepägt wird und das sakramentale Priestertum nach dem Willen Christi nur dem Mann vorbehalten bleibt, sollen im Grunde alle Menschen als Abbild Gottes - Männer, Frauen, Kinder, Jugendliche, Kranke und Betagte - ein tief priesterliches Herz bekommen. Denn jeder darf aus den unendlichen Reichtümern des hohenpriesterlichen Herzens Jesu schöpfen. Und so wird überall dort, wo man die Liebe und Hingabe Gottes mit Liebe und Hingabe beantwortet, wo man sich an Gott und den Nächsten verschenkt, das *christliche* Leben zu einem glücklichen, *priesterlichen* Leben. Das veranschaulichen auf den folgenden Seiten schöne Beispiele von Heiligen und aktuelle Zeugnisse unserer Zeit. Durch „priesterliche Menschen“ fällt kein Schattenauf die einzigartige Würde und Vollmacht des sakramentalen

Priestertums, dem allein es immer vorbehalten bleiben wird, Kranke zu salben, von Sünden loszusprechen und über Brot und Wein die göttlichen Wandlungsworte zu sprechen. Gestärkt durch die sakramentalen Gnaden, beginnt nun auch der „priesterliche Mensch“, sich seinerseits Gott und den Mitmenschen zum Geschenk zu machen - durch Werke der Barmherzigkeit, durch Gebet oder durch ein Opfer aus Liebe. Dieses priesterliche Handeln kommt schließlich wieder dem geweihten Priester zugute, der sich dann von seinen Gläubigen gestützt, getragen, inspiriert oder beraten erleben darf.

Der hl. Jean Eudes, ein französischer Ordensgründer und unermüdlicher Volksmissionar, wagte diese Tatsache sogar folgendermaßen zu formulieren: „*Das sakramentale Priestertum ist so groß, so göttlich, dass es nichts Größeres und Göttlicheres zu geben scheint. Und doch gibt es ein Priestertum, das jenes der*

*Priester gewissermaßen übertrifft: Es ist die Berufung, für die Heiligung der Priester zu arbeiten, indem man die Retter errettet und die Hirten weidet, indem man denen das Licht erlangt, die das Licht der Welt sind, und jene heiligt, die die Heiligung der Kirche sind.“* Ganz in diesem Sinne erinnerte sich der hl. Papst Johannes Paul II. stets dankbar an seinen Vater, der nie Priester, aber eine zutiefst priesterliche Seele war, die ganz aus Gott und für Gott lebte: *„Ich denke daran, wie ich von Kindesbeinen an in meiner Familie gelernt habe zu beten und mich Gott anzuvertrauen. Nach dem Tod meiner Mutter und dann nach dem Hinscheiden meines älteren Bruders blieb ich mit meinem Vater, einem tief religiösen Mann, allein. Ich konnte tagtäglich sein*

*Leben beobachten, das würdevoll ... war ... und zu einem Leben ständigen Gebets wurde. Es kam vor, dass ich nachts aufwachte und meinen Vater am Boden kniend vorfand, so wie ich ihn immer in der Pfarrkirche knien sah. Ich bewunderte meinen Vater ... Durch die schweren Schicksalsschläge waren unermessliche Tiefen in ihm aufgebrochen. Sein Leid wandelte sich in Gebet. Die einfache Tatsache, ihn niederknien zu sehen, war in meinen jungen Jahren von entscheidendem Einfluss.“*

Quelle: Fürchtet euch nicht, André Frossard im Gespräch mit Johannes Paul II., 1982. Geschenk und Geheimnis - Zum 50. Jahr meiner Priesterweihe, Johannes Paul II., 1996

## Ein vereintes Jawort wird zum Segen

Ohne jemals Priester oder Mönch zu sein, wurde der erdverbundene Obwalder Bauer, Richter und zehnfache Familienvater Niklaus von Flüe (1417-1487) von Gott einen in der Kirchengeschichte einzigartigen priesterlichen Weg geführt. Zeitzeugen nannten den großen Beter, Fester und Mystiker zu Recht den „lebendigen Heiligen“. Als Einsiedler lebte er im Ranft, einer Talschlucht etwa 15 Minuten von seinem stattlichen Hof entfernt, zwei Jahrzehnte lang, bis zu seinem Tod, einzig von der Hl. Eucharistie. Bei dem in ganz Europa berühmten „Bruder Klaus“ suchte und fand das einfache Volk wie auch Priester, Politiker, Gelehrte und königliche Gesandte des In- und Auslandes erleuchteten Rat.

Selbst nach über 500 Jahren hat der Heilige nichts von seiner Anziehungskraft verloren. Neben zahlreichen Pilgern zieht es auch Protestanten in die Kirche von Sachseln zum Kristallsarkophag, der unter einer Silbermaske die Gebeine des hl.

Bruder Klaus birgt und die Inschrift trägt: „pater patriae“, „Vater des Vaterlandes“. Kein Geringerer als der kürzlich heiliggesprochene Papst Johannes Paul II. kniete 1984 anlässlich seiner Schweizreise am Grab des Schweizer Nationalheiligen und betete: *„Mein Herr und mein Gott ... Dank Deiner Führung wurde seine ... Ehe und Familie auf dem Flüeli zum Ort des Glaubens und des Gebetes. Dank Deiner gütigen Vorsehung fand Bruder Klaus in Dorothea eine verständige Gattin, die mit ihm gerungen und gebetet hat um die Kraft, Deinem göttlichen Willen zu gehorchen. Du hast Dorothea berufen, an Stelle ihres Gatten die Verantwortung für Familie, Haus und Hof zu übernehmen, damit der Weg des Heiligen frei werde für das Leben im Ranft, frei für das Gebet, frei für Deinen Auftrag, Frieden zu stiften. Gott, Du Quelle des Friedens ... Lass uns mit Bruder Klaus und seiner heiligmäßigen Frau Dorothea immer*

*mehr einsehen, dass echte Versöhnung und dauerhafter Friede allein von Dir kommt.“* Interessant, dass ausgerechnet der zukünftige Friedensheilige, dem die Schweiz ihren einzigartigen Schutz im Zweiten Weltkrieg verdankt (vgl. Triumph des Herzens Nr. 93), trotz seines familiären Glückes und hohen Ansehens als Politiker von quälender Unruhe erfasst wurde! Ein von Gott selbst verursachtes inneres Drängen und Ringen bedrückte Niklaus sehr und ließ ihn wortkarg werden.

*M*it 47 Jahren legte er alle Ämter nieder und suchte noch mehr im stillen Gebet die Nähe Gottes. Eines Tages hörte er aus einer Wolke die Worte: „*Ergib dich in den Willen Gottes ... Was Gott mit dir wirken will, darin sollst du willig sein!*“ Und nun erging es Niklaus ähnlich wie Petrus, dem Jesus sagte: „*Ein anderer wird dich gürteln und dich führen, wohin du nicht willst.*“ Als der 50-Jährige am Gallustag 1467 mit dem Einverständnis der ganzen Familie aufbrach, um Gott fortan auf neue Weise zu dienen, war Klaus, sein Jüngster, der später Priester wurde, erst drei Monate alt. Obwohl diese Handlungsweise von Niklaus bis heute oft auf kritische Stimmen und auf Unverständnis stößt, war dieses Weggehen keineswegs verantwortungslose Eigenbrötelei oder der

Egoismus eines „Aussteigers“. Vielmehr war es die hart errungene Antwort auf Gottes Ruf. Auch hätte Bruder Klaus 20 Jahre nach jenem ersten Jawort am Traualtar diesen Schritt nie ohne jenes zweite entscheidende Jawort seiner Frau Dorothea getan, durch das sie die Berufung ihres Mannes mittrug und das Opfer mit ihm und für ihn brachte, obwohl Herz und Verstand es nicht zu fassen vermochten. Klaus bezeichnete das Einverständnis seiner Dorothea stets als eine der drei großen Gnaden in seinem Leben, die Gott ihm geschenkt hatte. Wie sehr diese unerhörte Entscheidung tatsächlich Gottes Willen entsprach, beweist einerseits das außerordentliche Wunder der Nahrungslosigkeit von Bruder Klaus und andererseits sein überaus segensreiches Wirken. Er, der aus der Welt gegangen war, wurde jetzt von aller Welt aufgesucht. Viele fanden Bekehrung und Heilung. Selbst über seine Frau Dorothea ist überliefert, dass sie sich ab und zu beim „lebenden Heiligen“ Rat holte, gemeinsam mit ihm an der Hl. Messe teilnahm und gelegentlich seine Besucher mit Nahrung versorgte. Nichts davon hätte Dorothea getan, wäre der Ranft nicht auch ihr, wie ihrem Mann, zum Ort des Friedens geworden, so dass sie, die mit ihren Lieben noch am Sterbelager des 70-jährigen Heiligen weilte, seinen erleuchteten Worten sicher beipflichtete: „*Friede ist immer in Gott, denn Gott ist der Friede.*“

Stundenlang betete der Gottesmann durch das rechte vergitterte Fenster den Herrn in der angebauten Kapelle an. Erst dann wandte er sich durch das linke Fenster, das zur „Welt“ hin geöffnet war, mit heiterem Antlitz den Anliegen der Wartenden zu. War der Andrang groß, ging er zu den Rat- und Hilfesuchenden hinaus, reichte lautselig jedem einzeln die Hand und sagte: „Gott gebe euch einen guten, seligen Morgen, ihr lieben Freunde und ihr liebes Volk!“

## *Heilige fallen nicht vom Himmel*

*Auch jeder zukünftige Heilige erfährt die erste tiefe Prägung in der Familie. Im Fall der hl. Theresia von Lisieux waren es die vorbildlichen Eltern, Louis (1823-1894) und Zélie (1831- 1877) Martin, die im kommenden Jahr heiliggesprochen werden sollen. Sie haben ihre Tochter sozusagen „für den Himmel“ erzogen.*

Die Gendarmentochter Marie- Zélie Guérin wuchs in der nordfranzösischen Normandie auf. Temperamentvoll, aber kränklich und sehr empfindsam, zog es sie bald hin zum gottgeweihten Leben, das sie den Kranken und Armen widmen wollte. Als sie bei den Vinzenterinnen von Alençon um Aufnahme bat, entgegnete die Oberin jedoch ohne Zögern: „*Das liegt nicht in Gottes Ratschluss.*“ Da richtete das Mädchen die schlichte Bitte an Gott: „*So werde ich in den Stand der Ehe treten, um Deinen heiligen Willen zu erfüllen. Dann bitte ich Dich aber, schenke mir viele Kinder und gib, dass sie alle Dir geweiht seien.*“

Zélie, ausgesprochen hübsch und begabt, erlernte nun die kunstvolle Herstellung der berühmten Alençon-Spitze und eröffnete mit nur 22 Jahren ein eigenes Geschäft, das seine gefragte Ware bis nach Paris lieferte. Vier Jahre später begegnete sie auf einer Brücke einem jungen Mann, dessen edles Antlitz sie beeindruckte, und Zélie vernahm die innere Stimme: „*Das ist der Mann, den Ich für dich vorgesehen habe.*“ Dieser Fremde war der Uhrmacher Louis-Joseph Martin, der 35-jährige Sohn eines tiefgläubigen Offiziers, ein Freund der Natur und Literatur, den seine außergewöhnliche Gottesliebe mit 22 Jahren ebenfalls ins Kloster gerufen hatte. Doch war seine Aufnahme bei den Augustinern auf dem Großen St. Bernhard an mangelnden Lateinkenntnissen gescheitert. So hatte er acht Jahre lang in seinem Uhrmacher- und Juweliergeschäft in Alençon ein fast mönchisches und innerlich derart erfülltes Leben geführt, dass er selbst nie ans Heiraten gedacht hätte - bis nun die Vorsehung eingriff. Louis und Zélie lernten sich kennen. Nach nur drei Monaten hatten sich ihre Herzen so weit gefunden, dass sie sich am 13. Juli 1858 vor Gott das Jawort gaben.

Obwohl beide zeitlebens eine stille Sehnsucht nach dem Klosterleben beseelte, gelangten sie durch ihren Beichtvater zu einem tiefen Verständnis christlicher Elternschaft: Ihre Hingabe an Gott sollte sich nun äußerlich darin verwirklichen, Ihm Kinder zu schenken. Zélie machte sich dabei folgende Empfehlungen ei-

nes Priesters zu eigen: „*Die junge Mutter soll ... ihre Seele ganz in Gott versenken, dessen Geschöpf, Ebenbild und Eigentum sie in sich trägt und ernährt Sie soll für ihr werdendes Leben nichts anderes sein als ein Heiligtum, ein Altar, ein Tabernakel. Sie möge ein aktives sakramentales Leben führen, das sie ... heiligt, damit sie daraus die natürlichen und übernatürlichen Schönheiten schöpfe ... und dem Kind übertrage, das sie gebären wird.*“ Zélie war in ihrem Wesen ganz darauf ausgerichtet, sich als Mutter selbstlos zu verschenken, so dass sie später schrieb: „*Nachdem wir unsere Kinder bekommen hatten, lebten wir nur noch für sie, das war unser ganzes Glück ... Darum wollte ich auch viele bekommen, um sie für den Himmel zu erziehen.*“

Zéliess sehnlichster Wunsch, Gott einen Priestersohn schenken zu dürfen, erfüllte sich jedoch nicht. Denn sie musste ihre beiden innig erbetenen Söhne nacheinander schon nach wenigen Monaten Gott zurückschenken. In zehn Jahren erlebte Zélie achtmal das Glück einer Schwangerschaft, musste aber zusehen, wie vier der „kleinen Engel“ in ihren Armen starben. Doch lernte sie dadurch, sich mit dem Willen Gottes immer tiefer zu vereinen und alles ohne den geringsten Zweifel an Seiner Güte anzunehmen. Ihr einziger Wunsch war es fortan, ihre Lieben zu Gott zu führen. „*Vier meiner Kinder sind bereits gut aufgehoben, und die anderen, nun ja, sie werden auch ins Himmelreich kommen, jedoch mit mehr Verdiensten, denn sie werden mehr Zeit gehabt haben, sich zu bewähren.*“

In allen Prüfungen stützte Zélie die innere Stärke und übernatürliche Gesinnung ihres Mannes, und gerade dadurch offenbarte sich ihre eigene Seelengröße und Tapferkeit. Diese Frau arbeitete für drei und verstand es dennoch, die täglichen Herausforderungen mit kluger Gelassenheit und einer Prise ihres feinen Humors zu meistern. Louis unterstützte tatkräftig seine Gattin im anstrengenden Beruf der Spitzenfertigung. Beide verstanden das einträgliche Geschäft aber nur als Mittel, um ihren Töchtern eine gute Ausbildung



und Aussteuer zu ermöglichen. Da Gott der Mittelpunkt ihres Tagewerks war, nutzten die Eheleute einen Teil ihres Vermögens, um Arme zu beherbergen und sich für Benachteiligte einzusetzen. Diese gelebte Nächstenliebe verschaffte den beiden Zugang zu manchen Sterbenden, die durch ihre Vermittlung sogar die Sakramente empfangen. Für Unbußfertige betete die ganze Familie hartnäckig und durfte immer wieder mit kindlicher Freude „Siege“ der Bekehrung feiern. Das Leben im Hause Martin war bestimmt von tiefer Zuneigung und der vollkommenen Seeleneinheit der Eheleute, die in der Erziehung ihrer Kinder ein bewundernswertes goldenes Maß zwischen Strenge und zärtlicher Liebe fanden. Oft genug ließen sie ihr heroisches Beispiel sprechen, gerade wenn es darum ging, die Töchter dahin zu führen, Jesus im Alltag durch kleine Selbstverzichte aus Liebe Freude zu machen und Ihm „Perlen für Seine Krone“ zu schenken.

**G**ott hatte den ersten Platz. Louis und Zélie begannen den Tag gewöhnlich mit der Hl. Messe um 5.30 Uhr. Die Nachbarn, die als erstes Geräusch am Morgen das Schließen des Haustores hörten, sagten dann: „*Das ist das heilige Ehepaar Martin, das zur Kirche geht. Wir haben noch Zeit zum Schlafen.*“ Abends betete man gemeinsam vor der Statue der Gottesmutter, las aus Heiligenbüchern vor und unterhielt sich, entsprechend dem Festkreis des Kirchenjahres, heiter über geistige Dinge. Trotz des intensiven christlichen Familienlebens zogen sich die Eheleute zuweilen in ein Kloster zurück, getrennt, um mit Gott allein zu sein ... Vater Louis war der Fels, der Patriarch der Familie, und zugleich die Güte in Person. „*Mein Mann ist heiligmäßig*“, erklärte Zélie dankbar, „*so einen wünschte ich allen Frauen.*“ Louis' Frömmigkeit kannte weder Kompromisse noch Menschenfurcht. Aus seiner großen Liebe zur Hl. Eucharistie und zur Betrachtung der Leiden des Herrn heraus führte er ein wahrhaft asketisches Leben: „*Wenn man den lieben Gott oft empfängt, soll man da nicht Selbstverzicht üben?*“

Bereits 1864 hatten sich bei der 32-jährigen Mutter erste Anzeichen einer schweren Krank-

heit gezeigt. Acht Jahre später entschied sich Zélie mit ihrem besorgten Mann dennoch für ein neuntes Kind - und brachte am 2. Januar 1873 mit 41 Jahren Theresia zur Welt, die bald der Sonnenschein der Familie war. Knapp vier Jahre später hieß die erschütternde Diagnose: inoperabler Brustkrebs! Die Familie war schockiert. Zélie selbst nahm die Prüfung tapfer an und beschloss: „*Ich will die Tage nützen.*“ Sie verrichtete ihre Arbeit mit eiserner Selbstüberwindung und bemühte sich trotz zunehmender Schmerzen weiterhin um Heiterkeit. Verhalten hoffte sie um ihrer Lieben willen auf Heilung, doch gleichzeitig machte sie sich für den Abschied bereit und dachte in Hingabebereitschaft viel an ihre Drittälteste, die einen schwierigen Charakter hatte: „*Wäre das Opfer meines Lebens ausreichend, um aus Léonie eine Heilige zu machen, würde ich es von ganzem Herzen bringen.*“ Nach schwerem Leiden entschlief Zélie Martin im Alter von 45 Jahren sanft in der Nacht zum 28. August 1877 im Beisein ihres geliebten Louis.

Am Tag darauf führte der 54-jährige Witwer seine erst viereinhalbjährige Theresia zum Totenbett ihrer Mutter. Diesen Abschied schilderte die Heilige später selbst: „*Er nahm mich in seine Arme und sagte dabei zu mir: ‚Komm und küsse ein letztes Mal dein armes Mütterchen.‘ Und ich, ohne ein Wort zu sagen, drückte meine Lippen auf die Stirn meiner geliebten Mama.*“

**F**ür Louis brach nach 19 glücklichen Ehejahren eine Welt zusammen. Nach seinem Umzug nach Lisieux widmete er sich dort ganz der Erziehung seiner Töchter, bei der ihn die Älteste, Marie, mit ihren 17 Jahren bereits unterstützte. Ihm, dem Vater, war es vorbehalten, in den kommenden Jahren als wunderbare geistige Frucht seiner Ehe mit Zélie mitzerleben, wie die Mädchen nacheinander ihre Berufung zum Ordensleben entdeckten. Marie und Pauline traten in den Karmel von Lisieux ein. Der Abschied von seiner erst 15 Jahre alten „kleinen Königin“ Theresia traf den nun 64-Jährigen besonders hart: „*Gott allein kann ein solches Opfer*

*verlangen ... doch ist mein Herz übervoll von Freude!“* Selbst Léonie wurde Schwester im Orden der Heimsuchung. Als auch die Fünfte, Céline, ihm ihren Wunsch, Karmelitin zu werden, anvertraute, rief er aus: *„Komm, gehen wir zum Hl. Sakrament, um dem Herrn für die Gnaden zu danken, die Er unserer Familie erweist ... Es ist eine sehr große Ehre für mich, dass der gute Herr alle meine Kinder von mir begehrt. Wenn ich noch Besseres hätte, würde ich mich beeilen, es Ihm anzubieten.“*

**B**evor Céline aber ihren Wunsch in die Tat umsetzte, pflegte sie ihren Vater bis an sein Lebensende. Tatsächlich begann Louis in jener Zeit infolge mehrerer Schlaganfälle eine wahre Passion zu durchleiden: Sein Verstand verdunkelte sich zunehmend und fiel immer häufiger in unberechenbare Zustände von Verwirrung, ja sogar Wahnvorstellungen, so

dass man den Kranken für mehr als drei Jahre in einer psychiatrischen Klinik unterbringen musste. Seine Töchter waren ob dieser Zulassung Gottes wie zerstört, verstanden aber, dass diese gemeinsam erduldeten Qualen *„geeignet sind, aus uns Heilige zu machen“*. Louis selbst hatte früher einmal geäußert, ein solch erniedrigendes Schicksal sei *„die schwerste Prüfung, die einen Menschen treffen kann“*. Nun boten ihm Phasen geistiger Klarheit immer wieder ausreichend Gelegenheit, diesen *„bittersten und demütigsten Kelch“*, wie Theresia ihn nannte, bewusst zu *„verkosten“* und Gott bereitwillig darzubringen. Zuletzt für weitere zwei Jahre im Rollstuhl, folgte Louis seiner Frau Zélie am 29. Juli 1894 im 71. Jahr seines Lebens, das nicht einen ersehnten Priestersohn und Missionar, dafür aber die Patronin der Weltmission und Kirchenlehrerin Theresia vom Kinde Jesu hervorgebracht hatte.

Quelle: Stéphane-Joseph Piat, Geschichte einer Familie, Johannes-Verlag Leutesdorf

*„Wäre ich bei einer Veranlagung wie der meinen von tugendlosen Eltern erzogen oder auch nur verwöhnt worden, wäre ich sehr böse geworden und vielleicht sogar verlorengegangen.“*

*hl. Theresia vom Kinde Jesu*

Louis vertraute seinen Töchtern an, er habe einmal angesichts all der empfangenen Gnaden und Wohltaten folgendes Gebet gesprochen: *„Mein Gott, es ist zu viel; ja, ich bin zu glücklich; es ist unmöglich, so in den Himmel einzugehen; ich will für Dich irgendetwas erleiden.“* Und ich habe mich angeboten als Opfer.“ Und Theresia erinnert sich: *„Das Wort ‚Opfer‘ hauchte er über seine Lippen, er wagte nicht, es vor uns auszusprechen; aber wir hatten begriffen.“*

Louis Martin spendete 1888 für einen neuen Hochaltar der Sankt-Peters-Kathedrale von Lisieux 10 000 Francs. Eine solche Großzügigkeit hielt selbst sein sehr gutherziger Schwager für übertrieben, der trotz strengster Geheimhaltung davon erfuhr, und zeigte sich darüber etwas unzufrieden. Die kleine Theresia aber verteidigte ihren Vater: *„Nachdem er uns alle dem Herrn geschenkt hat, ist es ganz natürlich, dass er einen Altar spendet, um uns und sich selbst darauf als Opfer darzubringen.“*

# „Deine Sendung ist es, Seelen zu retten.“

*Mit einem Wort lässt sich das Priestertum definieren: Liebesopfer!  
Geopfert sein aus Liebe! Um aber der Welt Priester dieser Art zu schenken,  
beginnt Gott bei den Müttern. Eine von ihnen ist die Dienerin Gottes  
María Concepción Cabrera de Armida, besser bekannt als  
Conchita von Mexiko (1862-1937).*

Diese bodenständige, praktische Ehefrau und Mutter von neun Kindern verstand es in ihrem liebevollen Ausgerichtet-Sein auf Jesus wunderbar, ihrer ganzen Familie im Alltag schlicht und heiter den Weg christlicher Vollkommenheit zu weisen. Zudem hinterlässt sie der Weltkirche als große Mystikerin und Gründerin fünf verschiedener Werke an die 60 000 herrliche, von Jesus inspirierte Seiten und das reiche Erbe ihrer Priester-mutterschaft. „*Vom Himmel her wirst du deine Mission für die Priester fortsetzen*“, verhiess Jesus an ihrem Lebensende der 74-jährigen Conchita, die Ihm für die Erneuerung der Kirche und das „Neue Pfingsten“ alles bereitwillig hingegeben hatte, was ihr lieb und teuer war. Die Kraft zu jedem neuen Liebesopfer, in dem letztlich das tiefe Glück der Heiligen verborgen lag, schöpfte sie aus der Hl. Eucharistie und aus Maria. In dieser eucharistisch-marianischen Gesinnung kann jeder sie nachahmen, die immer nur „*eine priesterliche, verborgene Heilige*“ werden wollte.

Conchita verbrachte ihre glückliche Kindheit und Jugend auf einer Hazienda, dem großen Gutshof ihrer tief christlichen und wohl-tätigen Eltern. Voll Temperament und empfindsam zugleich, liebte sie es trotz der vielen Arbeit zu Hause, mit Geschwistern und Freunden zu schwimmen, zu tauchen, Kanu zu fahren und auf dem wildesten,

schnellsten Pferd zu reiten. Besonders angetan hatte es dem hübschen Mädchen mit den faszinierenden Augen die Musik. Am Klavier spielte sie oft selbstkomponierte Lieder, die sie mit klangvoller Stimme sang.

Gleichzeitig machte sich bei Conchita seit frühester Kindheit das Gnadenwirken Gottes bemerkbar. „*Die Mutter hatte meiner Seele die Liebe zur Gottesmutter und zur Hl. Eucharistie einge-flößt. Ich machte meine Erstkommunion am Immaculatafest 1872, an meinem zehnten Geburtstag ... Aufgrund meiner Lauheit ... erinnere ich mich an nichts anderes als an eine unbeschreibliche innere Freude und an mein Glück, dass ich ein weißes Kleid tragen durfte. Seit diesem Tag vertiefte sich meine Liebe zur Eucharistie beständig ... Und als ich 15, 16 Jahre alt war, ließ man mich bald jeden Tag zur Hl. Messe gehen. Ich war so glücklich, wenn ich kommunizieren durfte! Manchmal, wenn ich auf der Straße entlangritt, meditierte ich langsam, Wort für Wort, Gebete zum Allerheiligsten Sakrament und zur seligen Jungfrau. Mein kindliches Herz fand eine unbeschreibliche Freude darin.*“

Ebenso liebte Conchita auch Bälle und die fröhlichen Feste auf der väterlichen Hazienda, bei denen das halbe Dorf zusammenkam und sie, oft



von über 20 jungen Männern umschwärmt, als begehrte Tanzpartnerin galt. „*Ich kleidete mich schön und elegant, um zu gefallen*“, sagte sie. „*Aber im tiefsten meiner Seele erlebte ich eine große Sehnsucht nach Gebet ... Wenn ich mich schlafen legte, nahm ich das Kreuz in die Hände ... Eine unaussprechliche Liebe erfasste mich, und mein Herz war ganz in Ihn versenkt. Jesus zog mich an Sich ... und erfüllte mich mit Seiner Glückseligkeit. Dann verschwand dieser Eindruck wieder, und ich kehrte zu meinem Leben der Lauheit, der Eitelkeit und des Übermutes zurück. Doch inmitten der Welt der Schmeicheleien, der Zerstreungen ... war mir, als sagte eine innere Stimme zu mir: ‚Dein Glück ist anderswo!‘*“

„*Ich erlebte eine ungeheure Leere, die ich durch eine Heirat erfüllen zu können glaubte. Sooft ich das Allerheiligste Sakrament empfang oder besuchte, sagte ich zu Jesus:*

*H*err, ich fühle mich so unfähig, Dich zu lieben, deshalb möchte ich heiraten. Gib mir viele Kinder, auf dass sie Dich mehr lieben als ich.“

Neun Jahre war Conchita dann mit „ihrem“ Pancho verlobt. Es herrschte reger Briefwechsel, und Conchita erzählte später: „*Ich machte mich schön für ihn, ging ins Theater, um ihn zu sehen, und vergaß Gott trotzdem nicht. Vom allerersten Brief an bemühte ich mich, Pancho zu Gott zu führen, sprach ihm ... über die Liebe zur Gottesmutter und drängte ihn, so häufig als möglich die Sakramente zu empfangen.*“

Als Conchita dann mit 21 Jahren heiratete, erbat sie sich beim Hochzeitsessen zwei Dinge von ihrem Mann: den täglichen Besuch der Hl. Messe und keine Eifersucht, weil dazu nie ein Grund bestehen werde.

„*Vom Hochzeitsmorgen an bis zu seinem Tod ließ er mich jeden Tag zur Hl. Kommunion gehen. Er hielt sein Versprechen treu und hütete die Kinder, bis ich zurückkehrte. Auch später, als er bereits schwerkrank war, sagte*

*er zu mir: ‚Geh doch zur Hl. Kommunion!‘*“

Beim eucharistischen Herrn schöpfte Conchita die nötige Kraft, um ihrem Ehemann mit viel Geduld und Liebe begegnen zu können, der zwar zärtlich und zuvorkommend und ein herzensguter Vater ihrer neun Kinder war, „*doch ein äußerst heftiges Temperament, wie Schießpulver, hatte*“. Nach einigen Jahren aber war er zur Verwunderung der Verwandten ganz verändert. Conchita allein wusste den Grund dafür: „*Es war das Werk der Gnade und wohl auch mein persönliches Bemühen. Oft, wenn die Last meiner Pflichten und der tausend Sorgen über mich hereinbricht ... wenn die Leidenschaften sich aufbäumen, wenn die Eigenliebe und Empfindlichkeit über mich herrschen wollen ... dann gehe ich wie ein verletztes Tier zum Altar und lasse das Gift ... ausströmen. Ich sage, dass ich bereit bin, mich vom göttlichen Arzt heilen zu lassen ... und demütig erflehe ich von Jesus die Kraft und den Sieg ... weil ich Ihn liebe.*“

So nahm die gegenseitige Liebe des Ehepaares, genährt durch die Sakramente und das gemeinsame Gebetsleben, an Innigkeit und Stärke zu, so dass Conchita ihrem Tagebuch einmal anvertraute: „*Niemals hat mich meine Liebe zu meinem Ehemann, die voll Zärtlichkeit war, daran gehindert, Gott zu lieben. Ich liebte meinen Mann mit großer Schlichtheit. Die Liebe zu ihm war ganz eingehüllt in die Liebe zu Jesus.*“ Doch weil nur Gott allein die Seele jedes Menschen zur Gänze erfüllen kann, musste auch Conchita erfahren: „*Trotz der großen Güte meines Mannes näherte ich mich immer mehr Gott, um in Ihm all das zu suchen, was mir fehlte. Denn die innere Leere hatte trotz meiner glücklichen Ehe, trotz des weltlichen Glückes zugenommen.*“ Als Pancho 1901, nach 16 Ehejahren, unerwartet starb, flüchtete sich seine erst 39-jährige Witwe, deren „*Herz sich so schnell und stark an Menschen und Dinge hingabte, in jenen Tagen zum Tabernakel, um Stütze zu finden und Kraft zu schöpfen. Oh, wäre ich nicht gehalten worden! Erst beim*

*Beten ‚Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf Erden‘ spürte ich die Kraft ... diesen schrecklichen Schlag ertragen zu können.“*

*J*esus aber vertraute Conchita nun endgültig eine völlig neue geistige Aufgabe an, auf die Er sie schon jahrelang vorbereitet hatte: *„Deine Mission wird es sein, Seelen zu retten. Deine erhabene Mission ist es auf Erden, dich als Opfer für Meine Kirche darzubringen, besonders für ihre Hirten. Ich möchte, dass du Meine Hostie bist ... und dich Tag und Nacht, sooft als möglich, mit Mir auf allen*

*Patenen der Welt aufopferst.“* Äußerlich blieb Mutter Conchita bei ihrer Familie, wo sie 35 Jahre lang *„eingeschlossen im inneren Heiligtum der Seele“* verborgen für die Heiligung der Priester litt. Jesus selbst hatte ihr erklärt:

*„Es gibt Seelen, die durch die Weihe die priesterliche Salbung erhielten. Aber es gibt ... ebenso priesterliche Seelen, die, auch wenn sie weder die Würde noch die Weihe des Priesters haben, eine priesterliche Sendung innehaben. Sie opfern sich vereint mit Mir ... Diese Seelen helfen der Kirche im geistigen Sinn ganz mächtig.“*

*V*ergiss alles und vor allem  
dich selbst ... Du hast die höchste Mission erhalten,  
die Sendung des Priesters...  
nicht, um Mich in deinen Händen zu halten,  
aber in deinem Herzen.

Jesus zu Conchita von Mexiko

## *Das Geheimnis von Marthe Robin*

*E*s ist ein Mysterium Gottes, wie das einfache französische Bauernmädchen Marthe Robin (1902-1981) 50 Jahre lang gelähmt, mit den Stigmen an ihrem Leib und jede Woche die Passion durchleidend, erblindet und ohne Speise und Trank, nur von der Hl. Eucharistie genährt leben konnte. Ein ebenso großes Geheimnis ist es, wie sie, aus deren Augen täglich Bluttränen flossen, die innere Kraft und Stärke besaß, ihr verdunkeltes Zimmer für einen nicht enden den wollenden Menschenstrom weit aufzutun. Dort

empfing die Stigmatisierte bis zu ihrem Heimgang mit 78 Jahren nachweislich über 100 000 Besucher aller Rassen und Nationen, die bei ihr Rat, Bekehrung und Hoffnung fanden: Schüler wie Minister, Adelige, Philosophen und Wissenschaftler, Journalisten und Schauspieler, zudem Kardinäle, viele Bischöfe, Äbte, Theologen und weit mehr als 600 Priester. Ihnen allen wurde die Mystikerin zur geistigen Mutter. Hätte sie selbst nicht zutiefst priesterlich gelebt, wäre das nie möglich gewesen!

Um das Leiden in Ergebung annehmen zu können, musste Marthe mehr als zehn Jahre lang sehr ringen, denn sie war eine ausgesprochene Frohnatur, die gerne sang, tanzte, lachte und tatkräftig auf dem Hof mitarbeitete. Für die 16-Jährige, die als Einzige in der Familie Robin den Glauben praktizierte und einen wunderbar vertrauten Umgang mit der Gottesmutter pflegte, war es ein harter innerer Kampf, als sie immer mehr leidend und schließlich gelähmt und bettlägerig wurde. Viele Tagebuchseiten sprechen von tiefen Dunkelheiten. Als sie 1929 wegen der Lähmung ihrer Arme die von ihr über alles geliebte Näh- und Stickarbeit aufgeben musste, behielt sie noch gut eine Woche den Fingerhut an ihrem Finger. Erst dann fand sie die Kraft, auch dieses Opfer zu bringen und der Mutter zu erlauben: *„Du kannst ihn mir jetzt abnehmen.“*

Ende 1930, als Jesus die 28-Jährige fragte: *„Marthe, willst du sein wie Ich?“*, gab sie Ihm durch eine besondere Gnade ihr glückliches Jawort und wurde wenig später dem durchbohrten Bräutigam durch die Stigmen und durch die wöchentlichen Passionsleiden zutiefst ähnlich. Sie sagte: *„Mein Leben ist eine fortwährende Messe. Ich habe nie das Gefühl, dass mein Bett ein Bett ist; es ist ein Altar, es ist das Kreuz ... Aber durch Leiden lernt man Nächstenliebe, Hingabe an Gott, Loslösung. Im Leiden lernt man sehen und verstehen. Im Leiden lernt man Leidende aufmuntern, Mitgefühl mit ihnen haben, sie trösten.“*

*M*ütterlöstend mit Jesus litt sie für andere: *„O anbetungswürdiger Erlöser ... nimm die Aufopferung, die ich Dir schweigend darbringe, an ... zum Wohl so vieler Millionen Menschen, die Dich nicht kennen und Dich nicht lieben, für die Bekehrung der Sünder, für die Umkehr der Verirrten und Ungetreuen, für die Heiligung und das Apostolat all Deiner geliebten Priester.“* Letzteren galt ihre besondere mütterliche Liebe. Niemand kannte wohl so viele Priester wie Marthe, die schon als Zehnjährige gesagt hatte:

*„Ich fand Gott ... besonders in den Priestern. Ihr Anblick regte mich immer zum Gebet an. Der Anblick von Priestern hat mich stets ergriffen.“*

Marthe wurden oft spektakuläre Heilungen zugeschrieben; sie erlangte von Gott zahlreiche Geburten von Kindern. Viele, die beladen kamen, gingen allein durch ein Wort, einen Blick, ein Lächeln dieser Gottliebenden erneuert weg oder fanden zu den Sakramenten. Wieder andere bekamen eine völlig neue priesterliche Haltung zum Leiden. *„Marthe zerriss den Schleier, der mich blind machte“*, sagte eine Frau, *„denn sie ließ mich einsehen, dass wir - weil für Christus der Schritt in die Herrlichkeit über die Kreuzigung verlief - wie Er unsere Last auf uns nehmen sollten. Seither habe ich mir angewöhnt, meine Leiden und Sorgen Gott aufzuopfern ... Gewiss ist das Tag für Tag ein Kampf ... aber Marthe lehrte mich, meine Prüfungen anzunehmen und aufzuopfern. Das ist die größte Gnade, die sie für mich erlangen konnte ... Sie gab mir ein glühendes Verlangen, täglich zu beten. Ja, auf ihre Fürbitte hin ist ohne Getöse, leise, meine Rückkehr zu Gott erfolgt.“*

Das verwundert nicht, denn Marthe war sich bewusst: *„Es ist mehr als je zuvor meine schöne Liebessendung und besondere Berufung, für alle zu beten, aber insbesondere für die priesterlichen Seelen, für die Priester, Missionare, Ordensleute.“*

*M*it ganz feiner Diskretion verhalf Marthe auch so manchem Priester zu einer neuen priesterlichen Identität, zum Verständnis, worauf es beim Priestersein wirklich ankommt. Das erfuhr auch ein begabter belgischer Priester, man Jesus bediente wegen seiner Beredsamkeit weltweit für Exerziten, Radiosendungen und Predigten einlud. Die Leute waren begeistert, und die Erfolge sprachen für sich. Als ihm eines Tages beim Kirchenputz eine schwere Statue des hl. Josef auf den Fuß fiel, machte ihm dieser Unfall sowohl physisch als auch psychisch sehr zu schaffen. Für Monate musste er seine Exerzientätigkeit komplett aufgeben. All das wollte er Marthe klagen, doch ehe er auch nur einen

Ton herausbringen konnte, meinte sie lächelnd: „Pater, mit Ihrem Fuß tun Sie viel mehr für das Reich Gottes, als Sie es Ihr ganzes Leben lang mit Ihrem Mund getan haben!“ Er verstand! Das in Liebe aufgeopferte Leiden führt uns zur Gottesvereinigung - und das ist die entscheidende Macht über die Herzen. Ein anderer Exerzitenmeister, der in seiner Diözese 33 Jahre lang bei Erwachsenen und Jugendlichen wirkte, war Marthe etwa 30-mal begegnet. Er erzählte: „An einem Karfreitag, als ich mich mit einigen anderen Priestern in Marthes Zimmer befand und sie die Kreuzigung erlitt, zeigte P. Finet uns mit der Taschenlampe die Stirnwunden, die blutigen Tränen auf den Wangen und auf dem Tuch, das auf ihrer Brust lag. Als ich Marthe unaufhörlich seufzen hörte, weinte ich über meine Sünden.“ Ja, Marthe trug die Priester samt ihren Schwächen durch ihr Gebet, und sie urteilte nicht über jene, die ihre Berufung aufgegeben hatten: „Für mich gibt es keine gefallenen Priester, nur verwundete, verletzte Priester!“

Berühmt waren Marthes „Reisen“ kreuz und quer durch die Welt und ihr Wissen um Gegebenheiten, Orte und Länder. „Ich ,reise‘ in Gott, der mich bringt, wohin Er will“, erklärte sie schelmisch lächelnd ihre Bilokationen. So verheimlichte sie ihrem Seelenführer nicht, beim Sterben und Toteskampf von Papst Pius XII. betend dabei gewesen zu sein. Ein andermal, als P. Renirkens, ein Chinamissionar, der 14 Monate im Gefängnis war, Marthe davon erzählte, unterbrach sie ihn. „Sehr sanft fügte sie meinem Bericht präzisierend gewisse Details und Episoden hinzu, allzu schmerzliche Dinge ... die ich

noch nie jemandem offenbart hatte. Verblüfft fragte ich sie: ‚Aber Marthe, Sie waren doch nicht mit mir im Gefängnis! Woher also wissen Sie um chinesische Landschaften, Kirchen, Krankenhäuser, die niemand in Europa kennt?‘ Worauf sie mir schlicht und einfach die unerwartete Antwort gab: ‚Ach, wissen Sie, Jesus ist so oft in China!‘“

Inmitten der vielen Besucher blieb Marthe bis zuletzt ganz Mensch. Sie, die nichts aß, freute sich, wenn man ihr ab und zu Mandarinen oder frische Erdbeeren in einer Schale zum Riechen ans Bett stellte. Sie, die Blinde, liebte blühende Pflanzen. Besonders hatten es ihr Orchideen angetan, die man ihr genau beschreiben musste. Sie genoss mit hellhörigem Ohr fröhliches Kinderlachen oder das Ticken der Wanduhr. Auch machte es ihr sichtlich Freude, den Flaum von Küken oder das Fell eines jungen Hasen streicheln zu dürfen. Doch gleichzeitig musste Marthe sagen: „Ich litt ständig, Tag und Nacht ... Man geht und geht, ohne zu wissen, wohin der liebe Gott einen führt ... Sei gepriesen, Jesus, dass Du mich so zärtlich getragen hast auf dem langen Weg.“ In dieser Haltung betete Marthe Robin vorausschauend für das „Neue Pfingsten der Liebe“, das sie für die ganze Kirche kommen sah. Dafür opferte sie ihr Leben.

Quellen: Theresia Westerhorstmann, Passion für die Priester, Be&Be-Verlag Heiligenkreuz, 2012  
Bernard Peyrous, Das Leben der Mystikerin Marthe Robin, Parvis Verlag 2008

*„Jemand hat gesagt: Niemand missioniert mehr  
als ein Heiliger, der in seinen vier kleinen Wänden eingeschlossen lebt!“*

*Marthe Robin*

Jesus bediente sich der Berufung von Marthe, um das „große Werk Seiner Liebe“, das sogenannte „Foyer de Charité“ zur Ausweitung Seiner Herrschaft in der ganzen Kirche und zur Erneuerung der ganzen Welt zu verwirklichen - eine Gemeinschaft engagierter Laien, die unter der Leitung eines Priesters „auf die ganze Welt ausstrahlen wird“. Wie Jesus sagte: „Es soll eine Zuflucht für die großen Nöte der Menschen werden, um Trost und Hoffnung zu schöpfen. Unzählige Sünder werden von allen Seiten kommen - angezogen durch Meine Mutter und durch Mich.“ Jedes Mitglied erneuert täglich die Weihe an Maria.



# Das Leben ist wunderbar

*Der hl. Papst Johannes Paul II. erklärte die Italienerin Carla Ronci (1936-1970) am 7. Juli 1997 für verehrungswürdig. Sie ist das leuchtende Beispiel einer jungen Frau, die durch ihren Enthusiasmus und ihre Lebensfreude mit priesterlicher Hingabe unzählige Menschen zu Ihm führte.*

*V*oller Tatendrang und willensstark verbrachte das hübsche Mädchen seine freie Zeit wie alle Altersgenossen von Torre Pedrera bei Rimini am Strand mit Sonnenbaden und Schwimmen. Carla liebte Romane und Kinofilme, doch ihre wahre Leidenschaft war das Tanzen. Es verging kein Fest, an dem sie nicht in Begleitung ihrer Eltern auftauchte, der Stolz ihres Vaters, bewundert und umworben. Über diese Zeit schrieb sie später: *„Bis zu meinem 14. Lebensjahr bin ich atemlos hinter allem hergerannt, von dem ich glaubte, es könne die Leere und Unruhe in meinem Inneren ausfüllen: Ich versuchte, mich mit einem Vergnügen nach dem anderen zu betäuben, aber vergeblich.“*

1950 eröffneten die Ursulinen einen Kindergarten, und Carla sah die Schwestern jeden Morgen bei Wind und Wetter glücklich und heiter zur Hl. Messe gehen. Zum ersten Mal kam ihr der Gedanke, dass das Leben einen tieferen Sinn haben könnte, und da ereignete sich der radikale Umschwung in ihrem jungen Leben:

*„Eines Abends, als ich am Fenster eines Tanzsaales lehnte, erkannte ich in einem Aufleuchten der Phantasie die Umrisse eines Gesichtes und das Lächeln eines Blickes, wie ich noch nie einen gesehen hatte. Im Herzen vernahm ich eine Stimme und eine Einladung. Es ekelte mich vor mir selbst: Schaute ich zurück, sah ich nichts Erfreuliches in den vergangenen 14 Jahren, und meine Zukunft hing über einem tiefen Abgrund.“* Die ganze Nacht konnte sie den lächelnden Blick dieses

Antlitzes nicht aus ihrer Erinnerung streichen. Es war Jesus. Am Morgen brach sie in Tränen aus und versprach Ihm, ein ganzes Jahr nicht tanzen zu gehen. Damit begann ihre Liebesgeschichte mit dem Herrn und ein durch und durch erfülltes, glückliches Leben. *„Allein der Gedanke, dass ich Jesus besitze, bereitet mir eine solche Freude, dass ich es in Worten nicht ausdrücken kann. Ich bin glücklich, von Ihm sehr geliebt zu sein.“*

Ihre natürlichen Fähigkeiten stellte sie von nun an in den Dienst des Apostolates. Sie trat der „Katholischen Aktion“ bei und kümmerte sich um die Kinder und Jugendlichen der Pfarrei. *„Der Herr braucht heute Zeugen, die Ihn weniger durch Predigten als vielmehr durch das eigene Leben und das eigene Beispiel erfahrbar werden lassen“*, war ihre Überzeugung. Deshalb achtete sie sehr auf ihr äußeres Erscheinungsbild, weil *„ich möchte, dass die anderen durch mich einen guten Eindruck von Dir, Jesus, bekommen“*. Immer mehr drehte sich alles in ihrem Leben nur noch darum, die Seelen in der Liebe zum Herrn zu entzünden. Sie flehte Ihn an: *„Du musst Dich den anderen durch mein armseliges Leben offenbaren.“* Und Jesus erhörte sie auffallend. *„Ich erinnere mich noch genau, als wäre es gestern erst gewesen, wie es begann, dass die Seelen mir wirklich folgten.“*

Obwohl sie wie eine Gute Hirtin an der Seite ihres Pfarrers auf ein unglaublich fruchtbares Apostolat in ihrer Pfarrei schauen konnte, spürte sie



immer stärker die Sehnsucht, sich in einen Konvent zurückzuziehen und die Welt hinter sich zu lassen. Ihre Freundschaft mit den Schwestern der Pfarrei führte sie zu den Ursulinen. Doch ihr Vater war mit dieser Entscheidung gar nicht

einverstanden. Seine Besuche und sein Drängen waren derart beharrlich, dass die 22-jährige Carla im Gehorsam der Oberin gegenüber nach Hause zurückkehrte. „Für Dich, Jesus, und für die Seelen“, war ihre schmerz erfüllte Antwort.

## Die wahre Freude macht großherzig

*Es* war offensichtlich, dass Gott einen anderen Plan mit Carla hatte, doch welchen? Mit vollem Einsatz widmete sie sich in ihrer eng bemessenen Freizeit wieder den Aktivitäten in der Pfarrei, gründete eine Art Vorseminar, um Berufungen für das gottgeweihte Leben zu fördern, eröffnete ein kleines Kino, in dem gute Filme angeboten wurden, hielt Kurse für Verlobte, kümmerte sich um die Bücherei und die Verbreitung religiöser Literatur. „Ich glaube“, schrieb sie, „um unseren Jugendlichen zu helfen, müssen wir sie sehr lieben. Wir müssen ihnen viel Vertrauen schenken und ihnen zuhören, ohne dabei zu ermüden und vor allem, ohne an irgendetwas Anstoß zu nehmen. Wir müssen ihnen auch für die unbedeutendsten Dinge unser Interesse zeigen.“ Das war ihre Pädagogik, die sie nicht in Büchern, sondern im Blick auf Jesus gelernt hatte. Ihm brachte sie jeden ihrer Schützlinge: „Dir vertraue ich sie alle an. Unsere Kinder müssen gut werden, sie müssen Heilige werden.“

Carlas große Anziehungskraft lag in ihrer enormen Lebensfreude: „Die Seele, die in der Gnade Gottes weilt, lebt in der Freude, denn alles dient ihr, um sich zu verschenken, um zu lieben, um wiedergutzumachen und um zu danken.“ Diese wahre Freude war Frucht vieler kleiner Entscheidungen, die ihre Seele stark und lebendig machten. Aus ihren Tagebuchnotizen können wir erahnen, wie sie um diese Freude gerungen hat:

„Sich nicht beklagen: der Platz, an dem du lebst, ist der, den du brauchst, denn es ist der Ort, den Gott in Seiner Vorsehung für dich gewählt und vorbereitet hat. An

*diesem Ort, wo Gott dich gewollt hat, besitzt du alle Gnaden, um dich zu heiligen. An einem anderen Ort hättest du sie nicht.“* Carlas Leben war alles andere als leicht. Nach der Hl. Messe am Morgen arbeitete sie den Tag über im Gemüseladen ihrer Mutter. Am Abend nähte sie, half mit ihrem kleinen Verdienst den Armen und Kranken und kümmerte sich um die Jugendlichen der Pfarrei, was anstrengend, ja nervenaufreibend war. Oft sagte sie zu ihnen: „Das Leben ist schön, und wenn du liebst, ist es wunderbar!“

Immer schon wollte sie sich durch ein Gelübde ganz Jesus schenken. Als sie mit 25 Jahren das Säkularinstitut der „Dienerinnen der Mutter der Barmherzigkeit“ kennenlernte, wurde ihr Herzenswunsch Wirklichkeit. Am 6. Januar 1963 legte sie ihre Gelübde ab und bot Jesus ihr Leben für die Heiligung der Priester an. Nun war sie endlich Braut Christi! „Es ist nur für Ihn, dass ich mich bemühe, ein lebendiges Zeugnis zu sein, wo immer ich mich befinde und was immer ich tue. In der Hl. Kommunion empfangen ich Jesus, um Ihn in mir und durch mich leben zu lassen.“ Eine der von ihr betreuten Jugendlichen bezeugte: „Carla war für uns das lebendige Evangelium. Sie hatte keine Angst vor dem Leiden. Sie akzeptierte jede Schwierigkeit, die sich ihr entgegenstellte, mit Freude.“

*D*urch ihren Eifer und ihre Hingabe war Carla reif geworden, auch dann noch zu lächeln, als man ihr mitteilte, sie habe Lungenkrebs. „Der liebe Gott prüft mich mit einer Krankheit, von der ich überzeugt bin, dass sie für meine

*Mission entscheidend ist. Ich habe meinen Gekreuzigten vor Augen, und wenn ich Ihn anschau, wird mir alles leicht. Ich bin zu allem bereit. Ich weiß, dass das Leiden nicht von Ihm kommt, die Freude aber sehr wohl, und davon habe ich so viel, dass alles andere nicht zählt. Ich habe den Eindruck, dass Jesus Sich vom Kreuz löst, um mir Seinen Platz zu überlassen. Ich glaube, dass Er mich wirklich gekreuzigt will, denn Er weiß, dass für mich das Leiden mit Ihm eine Freude ist ... Mein Motto bleibt immer das gleiche:*

*Für Jesus und für die Seelen. Welche Kraft kommt aus dieser Absicht und aus dieser Einheit! Auch wenn ich große Angst habe, habe ich gleichzeitig eine tiefe Sehnsucht zu geben, zu opfern, zu lieben, und trotz allem spüre ich, dass das Leben wunderbar ist.“*  
Am 2. April 1970, wenige Tage vor Carlos 34. Geburtstag, löschte der Krebs ihren irdischen Leib aus, denn ihre Aufgabe auf Erden war erfüllt. Mit letzter Kraft flüsterte sie: „*Da ist Er! Der Herr kommt und lächelt mir zu. Auf Wiedersehen im Himmel!*“

Quelle: F. Lanfranchi, Carla Ronci, Edizioni Il Ponte 2004

***Wenige Wochen vor ihrem Tod schrieb sie vom Krankenhaus in Bologna aus:***

***„Herr, ich habe nur dieses mein Herz, das voll von Dir, dem Unendlichen, ist. Dieses Herz, ja mein ganzes Leben, opfere ich Dir für die Priester. Wenn Du ein Sühneopfer zur Wiedergutmachung für ihr Fallen, für ihre Untreue brauchst, für das, was sie nicht tun, aber tun sollten, und für das, was sie tun, aber besser lassen sollten. Herr ich schenke mich Dir als dieses Sühneopfer für sie. Ich bin zu allem bereit, zu allem, aber lass nicht zu, dass uns Dein Sakrament fehlt, denn der Priester ist Dein Sakrament. Gib, dass er rein und keusch sei, so wie Du ihn gewollt hast.“***

## *Liebesopfer für die Priester*

*Eine seltene Berufung vertraute Gott dem verehrungswürdigen italienischen Karmelbruder Fra Immacolato Brienza (1922-1989) an. Ohne selbst Priester zu sein, schenkte er sich als Sühneseele vorbehaltlos für die Rettung und Heiligung der Priester und gottgeweihten Seelen.*

**D**er 27. Juni 1938 begann wie jeder andere Tag im Haus der Familie Brienza in Campobasso. Mutter Lorenza bereitete das Frühstück für ihren Mann und ihre sieben Kinder, doch klagte ihr 15-jähriger Aldo heute ununterbrochen über stechende Schmerzen im linken Fuß. Es sei, stöhnte er, wie ein Nagel, der sich senkrecht durch den Fuß bohre. Dazu bekam der Junge hohes Fieber. Die Diagnose lautet: Osteomyelitis, Knochenmarksinfektion, eine zur damaligen Zeit

unheilbare Krankheit, die Aldo 51 Jahre lang ans Bett fesseln sollte. Mit fortschreitendem Krankheitsverlauf konnte der Junge bald nur noch die Arme bewegen, den Kopf heben und ein wenig den Brustkorb, alle anderen Gliedmaßen waren gelähmt. Eine offene Beinwunde quälte ihn, und er hatte Schmerzen am ganzen Leib.

Es war nicht leicht, mit dieser Situation fertig zu werden, aber im Vertrauen auf die Gottesmutter,

die Aldo seit seiner Kindheit liebte, wollte er alles geduldig ertragen. Zunächst hoffte er von ganzem Herzen auf Heilung, denn die himmlische Mutter hatte ihm in einem Traum gezeigt, dass er Karmelit werden sollte. Als jedoch die Krankheitssymptome zunahmen, erkannte Aldo immer klarer seine Auserwählung: *„Meine Sendung ist es zu opfern und zu leiden, um der Welt heilige Priester zu erlangen.“* Zu seinen körperlichen Schmerzen kamen innere Dunkelheit und dämonische Angriffe, aber auch viel übernatürlicher Trost. Der Herr, die Gottesmutter und mehrere Heilige erschienen ihm, um ihn in seiner Mission zu ermutigen. Es war Jesus selbst, der ihm seine Berufung erklärte:

*„Liebe Mich, lass Mich in dir leiden, damit Ich das in dich eingießen kann, was jene, die Mir geweiht sind, zurückweisen: die Kreuze, die ein Geschenk Meiner Auserwählung sind. Ich möchte die Mir Geweihten in einem göttlichen Strom mitreißen. Würden sie Mich nur machen lassen, welche Wunder der Gnade würde Ich in ihnen wirken! Ich möchte Mein schmerzvolles Leben in dir fortführen. Hab keine Angst vor dem Wirken eines Gottes der Liebe, die das Menschliche zerstört, um das Göttliche aufzubauen.“* Mit einer Ausnahmegenehmigung von Papst Pius XII., die in der Geschichte des Karmels bislang einzigartig ist, konnte Aldo seine ewige Profess als Karmelit am 11. Mai 1948 in die

Hände des Provinzialoberen in seinem Bett ablegen und erhielt bald darauf den Namen, den die Gottesmutter für ihn gewählt hatte: „Fra Immacolato Josef von Jesus“. Wer sein Zimmer betrat, wurde in eine Atmosphäre von Reinheit und Frieden hineingenommen und konnte nicht widerstehen, seine Seele zu öffnen. Mit seinem lauterem, offenen Blick und seinem gütigen Lächeln hieß Fra Immacolato seine Besucher willkommen und vermittelte jedem den Eindruck, zutiefst geliebt zu sein. Immer mehr Menschen holten sich bei ihm Rat und Hilfe. Er seinerseits gab die großen Anliegen an Klöster weiter, damit sie ihm halfen, Seelen zu retten: *„Liebe Madre Giuseppa, ich möchte Ihnen einen Priester anvertrauen, der mir seinen festen Vorsatz mitgeteilt hat, am Fest der Gottesmutter entweder perverse Dinge zu tun oder sich das Leben zu nehmen.“* Nichts war Fra Immacolato zu viel: *„Ich möchte mein Leben ganz verzehrt, ganz aufgeopfert für die heilige Sache des katholischen Priestertums. Ich wäre sehr glücklich, wenn ich mit meinem Opfer Jesus auch nur einen einzigen heiligen Priester schenken könnte.“*

Seinem Seelenführer Don Ruccia schrieb er: *„Wenn ich meine kleine Mission der Liebe und Wiedergutmachung auf Erden erfüllt habe, möchte ich sie im Himmel weiterführen, um in alle Ewigkeit auch dort eine demütige Hostie zur Ehre Gottes zu sein.“* Zu Recht wenden sich heute viele Verehrer an Fra Immacolato.

Quelle: Giuseppe Biscotti, Fra Immacolato  
Brienza, Edizioni OCD Rom 2009

Jeden Monat trifft sich der Bischof von Campobasso, Msgr. Giancarlo Bregantini, mit den Seminaristen und zukünftigen Gottgeweihten seiner Diözese im Haus des Dieners Gottes zum Gebet und zu spirituellen Vorträgen.

# Während priesterloser Zeiten

*Je härter die Verfolgung in den 70 Jahren des kommunistischen Regimes wurde, desto heller strahlte der felsenfeste Glaube der Christen auf. Von der Ukraine, dem deutschen Wolgagebiet, über den Ural bis nach Sibirien und zum äußersten Osten Kasachstans, vom Kaukasus im Süden bis fast zum Polarkreis hinauf zu den Solovki-Inseln im Weißen Meer bewiesen Männer, Frauen und selbst Kinder, dass nichts und niemand ihnen die Gottesliebe aus dem Herzen reißen konnte.*

*I*m Rahmen einer Predigt im Hohen Dom zu Salzburg erinnerte S. E. Joseph Werth SJ, der Bischof von Nowosibirsk, 2007 daran, wie man in seiner russischen Heimat dankbar auf dem Fundament unzähliger Blutzegen den Glauben wiederaufbaut:

„Wie arm wären wir heute in Russland, wenn wir diese unsere Vorsteher, die Märtyrer und Bekenner des 20. Jh., nicht hätten! Unsere Gläubigen haben oft neben den Heiligenbildern das Bild des Pfarrers an der Wand hängen. Der eine wurde erschossen, der andere verschwand im Gefängnis, der dritte hielt die Folter nicht aus und verlor den Verstand.

In den 30er Jahren des 20. Jh., als die Priester ihre Verhaftung vorausspürten, ermahnten sie in ihren letzten Predigten die Gläubigen, auch in der Verfolgung dem katholischen Glauben treu zu bleiben, auch in der Zeit ohne Priester den Glauben zu leben. Sie erinnerten die Gläubigen, wie man die Nottaufe spendet, wie man die Trauung ohne Priester vornimmt, wie man die Toten christlich beerdigt, wie man den Gottesdienst am Sonntag gestaltet. Und dann verschwanden sie alle im Gefängnis.

Die heutige Generation unserer Seminaristen, unsere jungen Priester und die meisten Gläubigen konnten die Märtyrer schon nicht mehr mit eigenen Augen sehen, sind ja seither mehr als 50 Jahre vergangen. Aber viele von uns kamen noch mit den Bekennern in Berührung, mit

Menschen, die zwar nicht das Martyrium erlitten, aber viel für den Glauben leiden mussten. In meiner Heimat, wo ich geboren bin, in Karaganda, Kasachstan ... gab es in der Stalinzeit viele Konzentrationslager. Nach dem Tod des Diktators öffneten sie sich dann allmählich, und die Gefangenen wurden befreit. Mitte der 50er Jahre kamen viele Priester zu uns, Männer, die oft zehn Jahre und mehr des Glaubens wegen hinter dem Stacheldraht verbracht hatten. Diese mutigen Bekenner belebten und stärkten von neuem den Glauben der Katholiken. Ein alter Mann erzählte mir: *„Wir hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, wir glaubten nicht mehr, dass wir im Leben noch einmal einen Priester sehen werden und der Hl. Messe beiwohnen, die Sakramente empfangen können. Und da auf einmal, vielleicht sogar mitten in der Nacht, hieß es: ‚Ein Priester ist da, in wenigen Minuten wird die Messe gefeiert.‘ Wie waren wir doch glücklich, wie haben wir geweint!‘* Und diese Priester habe ich noch gut gekannt ... Aber nicht nur Männer - Bischöfe und Priester - waren es, diese unsere Vorsteher, sondern auch Frauen.“

Von einer solchen glaubensstarken, tapferen Frau berichtete Bischof Werth ein andermal folgende berührende Begebenheit: „Tante Rosa hatte 60 Jahre keinen Priester gesehen und keine Sakramente empfangen. Als sie endlich einen Priester gefunden hatte, gestand sie ihm: *„Bei*



großen kirchlichen Festen war meine Sehnsucht nach der Eucharistie so groß, dass ich ein Stückchen Brot nahm, es in Wein tauchte und es in Erinnerung an die Worte Jesu ‚Tut dies zu Meinem Gedächtnis!‘ aß.“ Und beim

Erzählen wiederholte sie immer wieder: „Wenn ich etwas nicht richtig getan habe, soll mir doch der liebe Gott verzeihen!“ Dem Priester standen beim Zuhören die Tränen in den Augen.“

## Meine Mutter - „Der Priester der Hauskirche“

Als Bischof Werth am 29. Juni 2014, dem Patrozinium unserer Pfarrei St. Petrus, anlässlich der Firmung nach Talmenka kam, stellten wir Missionare ihm die Frage, ob es in seinem Leben betende Mütter gab, die eine entscheidende Rolle in seinem Glaubensleben spielten. Ohne Zögern antwortete Bischof Werth: „So eine Mutter, so eine Frau war meine eigene Mutter. In der kommunistischen Zeit war sie für uns elf Kinder ‚der Priester der Hauskirche‘. Kaum hatte ich als Kind sprechen gelernt, brachte mir die Mutter bei, auf die Frage ‚Wer bist du?‘ zu antworten: ‚Ich bin ein christ-katholischer Mensch.‘ Auch auf den Empfang der Sakramente wurde ich von ihr vorbereitet. Schon vor dem Schulegehen versammelte die Mutter uns Kleinen zum Beten, und auch regelmäßig jeden Abend. Weise und klug fand sie immer genau das richtige Maß für uns, ungefähr 12 Minuten. Und weil unsere Mutter das liturgische Kirchenjahr sehr gut kannte, flocht sie in der Fasten- und

Weihnachtszeit geschickt auch andere Gebete ein, so dass beten bei uns nie steif oder monoton war. Wenn es am Sonntag manchmal wegen der kommunistischen Verfolgungen ganz schlimm wurde und die Glaubensgemeinde sich nicht einmal im Untergrund zum Gebet versammeln konnte, beteten die Gläubigen in ihren eigenen Familien. Da war bei uns daheim natürlich die Mutter der Vorbeter. Wir Kinder waren immer sehr glücklich und stolz auf sie, denn sie machte das wirklich am besten von allen. Auch ging die Mutter oft im Geist auf Pilgerschaft, weil es ja weit und breit keine Kirche gab, zu der sie hätte pilgern können. Ja, in vielerlei Hinsicht führte die Mutter ein reiches geistliches Leben. So kam es in der Winterszeit, wenn es früh dunkel wurde und wir älteren Kinder unsere Hausaufgaben machten, oft vor, dass die Mutter plötzlich nicht mehr da war. Im hintersten Zimmer, dem Schlafzimmer, fanden wir sie dann, ganz allein, im Gebet versunken.“

## Christus mitten in eine gottferne Welt tragen

Bevor Thomas Höhle, ein Priester der Diözese Berlin, und wir Missionare 1993 in die Pfarrei Talmenka nach Sibirien kamen, wirkte dort schon jahrzehntelang ungewöhnlich segensreich eine Familienmutter namens Zita

Dechand (1908- 2009). Diese hochgeachtete russlanddeutsche „Vorbeterin“ hatte im Kommunismus Unzähligen geholfen, den ersten Schritt ins „Kirchhaus“ zu tun. Bei jedem Pastoralbesuch schaute auch Bischof Werth bei




seinem ältesten Diözesankind vorbei, stellte Fragen und hörte aufmerksam-bewegt zu, wenn Wes (Tante) Zita detailliert über die Situation der Kirche in der Verfolgungszeit erzählte. Bischof Werth ist persönlich überzeugt: *„Wes Zita ist eine heiligmäßige Frau, ein Stück Geschichte mit gutem Gedächtnis. Sie ist wie ein lebendiges Geschichtsbuch der letzten 90 Jahre. So gut wie fast niemand sonst kannte sie die katholischen Traditionen, das liturgische Gebet und das religiöse Liedgut in lateinischer und deutscher Sprache ihrer Zeit.“*

1908 in Graf an der Wolga geboren, wurde Zita von ihren christlichen Eltern und besonders durch ihren Priesteronkel P. Alois Fondrau tief religiös geprägt. Weil die erst fünfjährige Zita ihre Eltern, getrieben von Hungersnot, auf ein langes, unstetes Wanderleben nach Georgien, ans Schwarze Meer und wieder zurück an die Wolga begleiten musste, konnte sie nie eine Schule besuchen. Erst später brachte sie sich selbst das Lesen und Schreiben bei, um die „heiligen Schätze“, die Mess- und Gebetsbücher ihres Onkels, lesen zu können. Später in der sibirischen Verbannung galt Zita als tapfere Christin, die den Glauben genau kannte und sehr gut in Worte zu kleiden wusste. Lange Evangelienabschnitte und unzählige Lieder hatte sie bis ins hohe Alter auswendig im Kopf. Als Kind erlebte Zita 1917 hautnah die Oktoberrevolution und in den darauffolgenden Zeiten den wachsenden kommunistischen Druck auf die Kirche, bis es 1941 so weit war: *„Wir mussten innerhalb weniger Tage Haus und Tiere in Wittmann zurücklassen. Die Ernte stand auf unseren Feldern so reich und gut wie nie zuvor. Mit wenigen Habseligkeiten deportierten sie uns von der Wolga nach Sibirien.“*

Die 33-jährige Zita fand mit ihren vier kleinen Kindern Unterschlupf bei einer Russin, während ihr Mann Anton im Arbeitslager starb: „Wir waren so arm! Aber Gott hat uns von nichts erhalten! Weil ich mich zu betteln schämte, nahm ich jede Arbeit an, die sich ergab, und musste deshalb die Kleinen viel unbeaufsichtigt

zurücklassen. Oft weinten sie sich abends hungrig in den Schlaf, und ich vor Kummer auch, weil ich ihnen nichts zum Essen geben konnte‘. Einmal in der Nacht kam die Russin aus dem Nebenzimmer und hörte sich meine Not an. Am End‘ sagte sie zu mir: *„Geh hinaus vor das Haus und schau auf alle Häuser ringsum! Über jedem Haus wirst du ein Kreuz sehen, und vielleicht ist das deinige gar das kleinste davon.“* Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie mich diese Worte getröstet haben!“ Zita vertraute noch mehr auf den Herrn und war bald unter den Gläubigen im Landkreis Talmenka diejenige, die andere ermutigte, stärkte, tröstete und zum Vertrauen anhielt.

 Die versprengten Katholiken waren wie Wes Zita von 1935 bis 1993 ohne Kirche und ständigen Pfarrer, ohne Hl. Messe und Sakramente, ohne priesterliche Führung und unter ständiger Verfolgung völlig sich selbst überlassen. Sie rief die Gläubigen zum heimlichen Beten und zu „Stillen Messen“ (Wortgottesdiensten) zusammen und leitete dabei mit ihrer schönen Altstimme den Gesang. Das Vortragen aus ihrem Evangelienbuch übergab sie jeweils einem bewährten Familienvater und überließ oft auch das Taufen anderen Gläubigen. Viele Male hingegen wurde Zita in diesen Jahrzehnten zu Schwerkranken und Sterbenden gerufen, bei denen sie betete und ihnen oft tage- und nächtelang im Todeskampf beistand. Anschließend hielt sie die Totenwache und leitete meist auch das Begräbnis. Für viele, die z. B. in den Lagern ohne Begräbnis starben, sang sie oft noch nach Jahren ganz bewusst die Begräbnisgesänge.

Schon lange hatte sie gelernt, ihrem eigenen Leid die Liebe hinzuzufügen. Mit ihren fast 100 Jahren hörten wir Wes Zita immer wieder sagen: *„Das Kreuz ist meine Zuflucht. Ich trag alles hin zum Fuß des Kreuzes; dort ist's am besten aufgehoben! Mein ganzes Leben, alles was ich bin und hab, bring ich zum Opfer dar. Wohl ist's nicht leicht, wenn man immer in Schmerzen sitzt. Aber mein Kreuz war nie zu schwer. Das konnt' ich alles still*

*tragen, weil am Fuß des Kreuzes bleibt alles verschwiegen. Ich hab Gott für alles gedankt in meinem Leben. Er war ja so barmherzig zu mir.“*

„*Wenn ich nur bis zum letzten Atemzug beten kann!*“, war Wes Zitas einziger Wunsch im Alter. Und Gott erhörte sie. Fast ganz erblindet und tagsüber auf ihrem Bett sitzend, war sie wie zum personifizierten Gebet geworden. Ihr tägliches Gebetspensum von 14 bis 18 Rosenkränzen und anderen Gebeten gehörte der Kirche, dem Papst, den Gottgeweihten und Seminaristen, den Familien, Verstorbenen und

nicht zuletzt ihren Lieben, damit sie den Glauben bewahren.

Kamen wir Missionare die sanfte Babuschka be suchen, riet sie uns: *„Es ist gut, dass ihr euch um die Russen und Ungläubigen kümmert. Unsere Leut' sind weggezogen, aber die da sind, müssen unsern Herrgott kennenlernen und gernhaben!“* 20 Jahre hatte Wes Zita um eine gute Sterbestunde gebetet und sich dazu den hl. Josef als Helfer erwählt. Tatsächlich durfte sie am 18. März 2009, an einem Mittwoch, dem Tag, der dem hl. Josef geweiht ist, zu Gott heimkehren und wurde am Hochfest des hl. Josef beerdigt.

## Die Freude verklärt das Opfer

„*Als unser Hubert 1997 voll Begeisterung vom Weltjugendtag aus Paris anrief und uns verkündete: ‚Ich werde Priester!‘, dachte ich mir: ‚Dieses Strohfeuer wird sich schon wieder legen. Das wird sicher nichts, warum sollte er Priester werden?‘*“, erinnert sich heute Josef Abfalter, sein Vater. Für Hildegard war das ganz anders. Schon seit der Geburt trug sie still den Wunsch in sich, ihren Erstgeborenen Gott als Priester zu schenken. Doch als es dann so weit war, dass Hubert das Haus verließ und ins Noviziat der Familie Mariens abreiste, war es für die Eltern doch ein leidvoller Abschied. In ihrem Schmerz bat Hildegard den Herrn um ein tröstendes Wort und öffnete das Buch Sirach, Kap. 16: *„Wünsch dir nicht schöne Kinder, wenn sie nichts taugen! Mögen sie auch zahlreich sein, freu dich nicht über sie, wenn sie keine Gottesfurcht besitzen. Besser als tausend ist einer, der Gottes Willen tut.“* Das hat gegessen. Ein passenderes Wort hätte es für uns nicht geben können - hatte Hubert doch

einen sehr schweren Autounfall als Jugendlicher überlebt und wurde wie durch ein Wunder geheilt (vgl. Triumph des Herzens Nr. 98)! Was könnte uns Besseres geschenkt werden als die Gnade, einen Priestersohn haben zu dürfen? Als dann auch unsere Tochter Barbara ihre Berufung als Apostolische Schwester bei der Familie Mariens entdeckte, konnten wir uns nur freuen. Denn mittlerweile kannten wir die Gemeinschaft besser und sahen, dass sich unser Sohn ganz zu seinem Vorteil entfaltete.

Heute sind wir sehr glücklich, dass wir unsere beiden Kinder Gott schenken durften, denn wir sehen, dass sie sich in ihrer Mission in Uruguay wohl fühlen. Wir unterstützen sie vor allem durch das Gebet. Weil wir jetzt im Alter mehr Zeit und keine Enkel haben, gehen wir jede Woche mehrere Stunden für die Anliegen unserer Kinder und ihrer geistigen Familie zur Anbetung. Dort bei Jesus finden wir dann allen Trost durch die Gewissheit, ihnen auf diese Weise nahe zu sein.“

# Wir danken Gott!

Die fünffachen Eltern Karl und Andrea Wachter aus Kolsassberg in Tirol begleiten ihren Sohn Simon im Herbst in das Vorseminar unserer geistigen Familie nach Rom. **Andrea:** „Wir tun es mit leisem Schmerz und zugleich mit großer Freude, denn wir schenken unseren Simon ja Gott und verlieren ihn nicht! Er bleibt sozusagen ‚in der Familie‘, in unserer gemeinsamen geistigen Familie. Zwar an einem anderen Ort, aber ‚nur‘ acht Autostunden von uns entfernt. Als unser erster Sohn Daniel vor 21 Jahren geboren wurde, erfuhr mein Mann Karl durch die Gottesmutter eine tiefe innere Umkehr, und als junges Ehepaar lernten wir die Familie Mariens kennen. Eingebettet in diese Gemeinschaft, hatten wir die Gnade und Kraft, unsere vier Kinder - Nesthäkchen Lisa-Maria kam erst elf Jahre nach unserem vierten Kind - auf Gott ausgerichtet zu erziehen. Klar erfuhr unser Glaubensleben, von der Umgebung oft unverstanden, auch Höhen und Tiefen. Wer mehrere Kinder hat, der weiß, wie turbulent und welcher Kampf treues abendliches Rosenkranzgebet sein kann! Doch ich denke, gerade dem Gebet, dem täglichen Messbesuch durch wenigstens ein Familienmitglied und der Hl. Beichte ist es zu verdan-

ken, dass wir bis heute alle im Glauben stehen. Weil Simon im Juli 2014 die Höhere Technische Lehranstalt für Elektrotechnik ausgezeichnet abschloss und er zudem viel musikalisches Talent besitzt, werden so manche von seinem Schritt sehr überrascht sein. Obwohl andererseits mehrere, darunter uns sogar fernstehende Personen sagten: ‚Dieser Bub geht einmal einen anderen Weg.‘ Das berührte mich als Mama sehr, denn immer schon hatte ich gespürt, wie die Gottesmutter Simons Herz besonders bewahrt.“ **Karl:** „Mein stilles Gebetsanliegen als Vater war es immer, Gott aus unserer Familie zumindest eine geistliche Berufung schenken zu dürfen. Doch jetzt, da es so weit ist, wünsche ich mir nur, dass unser Simon ein marianischer Priester wird. Als Eltern haben wir oft dafür gebetet, dass unsere Kinder einmal alle klar erkennen können, welchen Weg Gott für sie bestimmt hat, und dass sie dann ein freies Jawort dazu sprechen können. So freuen wir uns jetzt mit unserem Buben, dass er fühlt, der Herr ruft ihn. Auch wenn wir sein feinfühliges, verständnisvolles und hilfsbereites Wesen arg vermissen werden.“ **Andrea:** „Wir vertrauen darauf, dass Gott selbst Simons leeren Platz bei uns ausfüllen wird.“

# Gott den ersten Platz im Leben geben

*So wie Gott dem Priester die geistliche Leitung und Formung seiner Pfarrfamilie anvertraut, so schenkt Er den christlichen Eheleuten die Berufung, ihre Familie im Glauben und in der Gottesliebe zu verwurzeln. Wie segensreich sich das Entsprechen eines betenden Elternpaares auf Kinder und Kindeskinde auswirken kann, sahen wir in einer österreichischen Familie nahe bei Kitzbühel.*

**V**ater Matthias Danzl: Meine Eltern und auch die meiner Frau waren sehr gläubig. Auf unserem Bauernhof betete man jeden Tag den Rosenkranz, und als Bursch kniete ich abends immer im Bett vor einer Wandtafel der hl. Ursula und betete zu ihr um eine gute Frau. Die Tafel hatte meiner tief religiösen Tante Ursula gehört, die schon mit 19 Jahren an Leukämie starb und deren Gebet und Lebensopfer meine Familie viel verdankt. Übrigens wurde mein verborgenes Beten zur hl. Ursula auf besondere Weise erhört, denn mit 30 Jahren lernte ich durch Gottes Fügung „meine“ Ursula, meine zukünftige Frau, kennen. Bis heute ehren wir die Ursula-Tafel auf unserem Hof, den nun unsere zweitälteste Tochter Ursula mit ihrer Familie bewirtschaftet. Und ich denke mir oft: die hl. Ursula ist gewiss unsere Familienpatronin.

**T**ochter Theresia: Wir waren daheim fünf Mädchen, die den Glauben von klein auf ganz natürlich mitbekamen und jetzt auch in den eigenen Familien praktizieren. Keine Frage! Was Gott betrifft, hatte ich schon mit 16 Jahren „meine Linie“, so dass es mir bei Festen oder beim Theaterspielen weh tat, wenn man über Gott witzelte oder gar abfällig redete. Zugegeben, die 25 Minuten Familien-Rosenkranz jeden Abend erschienen mir damals manchmal lange. Aber missen wollte ich sie dennoch nicht. Fest stand für mich auch: ich will mein Leben unbedingt mit Gott leben, und sollte ich einmal heiraten, müsste mein Zukünftiger den Glauben mit mir teilen. Das schönste Vorbild dafür war ja die glückliche Ehe unserer guten

Eltern. Zudem war es der Mutter gelungen, uns eine ganz selbstverständliche Liebe zu Maria zu vermitteln. Als 20-Jährige lernte ich dann Hubert kennen. Als „Traditionschrist“ sagte er am Sonntag zu mir: „*Ich war zwar schon lange nicht mehr bei der Hl. Messe, aber heute ist so schönes Wetter, da geh ich lieber auf den Berg.*“ Worauf ich ihm nett, aber klipp und klar entgegnete: „*Hubert, ob schönes oder schlechtes Wetter, bei mir gibt's jeden Sonntag die Hl. Messe. Fertig!*“ Wohl um meinetwillen ging er daraufhin ein paarmal kommentarlos mit zum Gottesdienst, bis Ostern vor der Tür stand. Da erinnerte ich ihn: „*Du weißt aber schon, ohne Hl. Beichte kann man das Osterfest nicht wirklich erleben. Wie lange warst du denn schon nicht mehr?*“ - „*Seit der Hauptschule.*“ Also versorgte ich ihn mit Unterlagen, um sich gut vorzubereiten. Doch als der Beichttag gekommen war, sagte Hubert: „*Sei mir nicht böse, aber ich kann das nicht!*“ - „*Gut*“, erwiderte ich ruhig, „*aber dann müssen wir zwei es miteinander lassen. Ich glaub, du musst dir eine andere suchen. Denn in religiöser Hinsicht hab ich wohl eine zu gerade Linie für dich.*“ So gingen wir, obwohl ich Hubert gern hatte und sein Wesen mir sehr entsprach, fortan getrennte Wege. Irgendwie war ich sogar erleichtert. Gab es doch so viele schöne Gruppen, bei denen ich fröhlich mittat: Landjugend, Volkstanz, Theater, Singen!

**H**ubert: Als plötzlich Schluss war, nahm ich das anfangs nicht ganz so ernst: „*Das gibt's*



doch nicht, dass wir nur wegen des Glaubens scheitern“, sagte ich zu Thresi. „Doch, das gibt's schon“, erwiderte sie mir fest. „Aber wir passen doch gut zusammen.“ - „Mag sein, aber die Einstellung zum Glauben ist ein wichtiger Punkt, der mir bei dir nicht gefällt.“ So musste ich ihre Entscheidung hinnehmen. Aus dem Kopf ging mir das liebe, lebhaftes „Madl“ aber nicht, bis ich nach gut einem Jahr mit einem Blumenstöckl in der Sennerei vorbeischaute, wo Thresi arbeitete. „Wie geht's dir?“, fragte ich sie. „Mir geht's sehr gut“, sagte sie lachend. „Und wie geht's dir?“ - „Mir geht's nicht so gut.“ - „Bist krank?“ - „Nein, ich vermisse dich.“ Von einem erneuten Treffen war sie interessanterweise gar nicht abgeneigt. So gingen wir auf den Bauernbund-Ball, tanzten und redeten viel miteinander und lernten uns bald besser kennen.

*T*heresia: Erst jetzt erfuhr ich, dass Hubert einmal Bauer auf dem Lehrberg-Hof sein würde, wo es, ganz im Gegensatz zu meiner harmonischen, frohen Familie, nicht einfach war. Sofort begann ich Hubert mit Gebeten „einzudecken“. Ich schenkte ihm alle: mein Morgengebet, Mittagsgebet, Abendgebet, Schutzengelgebet, das Gebet zum Hl. Geist oder um einen guten Lebenspartner und den Rosenkranz. Ich schrieb diese Gebete sogar für ihn auf und sagte: „Hubert, entweder beten wir jetzt gemeinsam, oder wir müssen es endgültig miteinander lassen. Tu es nicht für mich! Du musst es selber wollen, vor Gott. Denn was man nicht kennt, was man nicht lernt und regelmäßig praktiziert, kann man auch nicht lieb gewinnen.“ So begannen wir bei jedem Treffen zu beten, manchmal in einer Kapelle und oft bei mir daheim. Traf es sich gerade, blieb Hubert abends zum Rosenkranz, was den Eltern gut gefiel. Selbst in die Hl. Messe gingen wir gemeinsam.

*H*ubert: Weil bei uns daheim nicht oft gebetet wurde und meine Eltern Gelegenheitschristen waren, fiel mir das

regelmäßige Beten mit Thresi am Anfang sehr schwer, bin ich doch ein Mensch, bei dem alles Hand und Fuß haben muss. Ich konnte einfach nichts mit all dem anfangen. Es gab mir nichts und schien mir sinnlos. Ich bemühte mich ehrlich, das muss ich sagen. Langsam, ja fast unbemerkt, fand ich zu einem persönlichen Vertrauen auf Jesus; und ich bat Ihn von innen heraus, mir zu helfen und mich in das Geheimnis des Glaubens einzuführen. Aber das ging nicht von heute auf morgen, das brauchte Jahre! Mir war es im Alltag ja scheinbar auch ohne Beten gutgegangen, und so hatte ich nie einen Grund gesehen, mich dem Gebet zuzuwenden.

*T*heresia: Unsere Eltern haben mich und meine vier Schwestern immer mit ihren Gebeten begleitet, aber nie zur Ehe oder zum Ordensleben gedrängt. Was Gott wollte, spürte jede für sich tief im Gewissen. Ich für meinen Teil hatte Hubert im Laufe der Jahre sehr schätzen gelernt, seine ruhige, angenehme, verlässliche Art. Einmal im Winter, ich war 25 Jahre alt, fragte ich ihn geradeheraus: „Was wird eigentlich aus uns beiden?“ Da bat Hubert mich, ihn zu heiraten, und sagte: „Thresi, du brauchst keine Angst zu haben! Wir drei machen das schon!“ - „Wen meinst du denn?“ - „Ja, wir drei: du, Jesus und ich.“ Dieser Satz war entscheidend für mich, um sicher zu sein: „Hubert ist also doch der Richtige!“

*H*ubert: Es hat, was den Glauben betrifft, sicher auch in der Ehe noch manche Überwindung bei mir gebraucht. Aber meine Frau Thresi zog das Glaubensleben bei uns einfach konsequent durch. Gott sei Dank, ohne Kompromisse! Ich habe das gebraucht. Es war sicher der richtige Weg. Sonst wäre ich bestimmt wieder in eine religiöse Bequemlichkeit zurückgefallen.

*T*heresia: Unsere gemeinsame Kraftquelle für Ehe und Kinder, für die Arbeit in der Landwirtschaft und für die Feriengäste war und ist bis heute wirklich das Gebet, das uns ganz



besonders in leidvollen Situationen noch inniger vereint. Als z. B. meine Schwiegermutter 1997 mit 60 Jahren einen schweren Schlaganfall hatte, waren wir erst fünf Jahre verheiratet und ich in Erwartung. Inzwischen ist Mutti seit 17-einhalb Jahren ein schwerer Pflegefall, und ich bin zutiefst überzeugt: Sie, die überhaupt nichts selbständig kann, die nicht weiß, warum und wie lange sie leiden wird, ist der priesterlichste

Mensch in unserer Familie. Wenn unser Priesterfreund P. Florian sie bittet: „*Lisi, kannst du dein Leiden und deine schwere Krankheit uns Priestern und den Familien schenken?*“, nickt sie jedes Mal demütig, ganz ergeben. Ja, unsere Mutti ist eine Gnadenträgerin, ein Segen in unserer Mitte geworden. Sie ist bestimmt von uns allen am nächsten bei Jesus, den sie erst im Leiden wirklich kennen und lieben lernte.

*„Mein Herr und mein Gott,  
nimm alles von mir, was mich hindert zu Dir.  
Mein Herr und mein Gott,  
gib alles mir, was mich führet zu Dir.  
Mein Herr und mein Gott,  
nimm mich mir und  
gib mich ganz zu eigen Dir.“*

*Gebet von Bruder Klaus*